

VORWORT

Eine die Forschungsgebiete und methodischen Zugangsweisen von Jochen Martin widerspiegelnde Auswahl seiner Schriften vorzulegen, fällt nicht leicht. Wer Lehrveranstaltungen bei ihm besucht hat, weiß, wie vielfältig seine Ansätze und Themen sind. Viele der in den sorgsam durchdachten und akribisch ausgearbeiteten Vorlesungen vorgetragenen und in Seminaren zur Diskussion gestellten Ergebnisse seines wissenschaftlichen Arbeitens sind nicht in Publikationen eingeflossen. Anderes ist in Monographien und in Beiträgen zu Sammelbänden vorgelegt worden, die sich nicht aus dem Zusammenhang lösen lassen. Zwei Schwerpunkte lassen sich aber benennen, die das wissenschaftliche Werk Jochen Martins von Beginn an prägen, der historisch-anthropologische Ansatz, von dem ausgehend er Aspekte der römischen Familie und antiker Staatlichkeit untersucht, und Kaisertum und Kirche in der Spätantike sowie die Wandlung der spätantiken Gesellschaft unter den neuen Bedingungen.

Ein historisch-anthropologischer Ansatz kann nur über einen Vergleich verschiedener Gesellschaften umgesetzt werden. Für ihn als Althistoriker liegt der Vergleich zwischen Griechenland und Rom, zwischen Athen und Sparta, zwischen Republik, Kaiserzeit und Spätantike nahe, doch greift Jochen Martin auch weit über diesen Rahmen hinaus auf epochen- und kulturübergreifende Vergleiche. Niedergeschlagen hat sich dieser Ansatz in dem ambitionierten Projekt der „Veröffentlichungen zur Historischen Anthropologie“, die vom Freiburger Institut für Historische Anthropologie herausgegeben werden, dem Jochen Martin von Beginn an angehört. Er hat die konzeptionelle Ausrichtung des dort entwickelten historisch-anthropologischen Ansatzes wesentlich mitgeprägt und zwei Bände mit herausgegeben¹. Die Einleitungen zu diesen Bänden herauszulösen und erneut abzdrukken, hieße, die Ansätze und Ausgangsfragen, den methodischen Zugriff und die sich aus der Gesamtschau ergebenden neuen Fragen von den konkreten Untersuchungen zu einzelnen Gesellschaften, also von den empirischen Grundlagen, zu lösen. Da Jochen Martin immer auf eine wissenschaftlich solide Verankerung und Einordnung dieser Grundlagen bedacht ist, und dies für ihn die Voraussetzung für weiterführende Analysen darstellt, kann nur empfohlen werden, die Bände selbst zur Hand zu nehmen. Wer den methodischen Zugang, die ihm wichtigen Themen und Grundgedanken seines Forschens kennt, entdeckt in den Einleitungen die Hand Jochen Martins, seine Feder bis in Formulierungen hinein.

* Für viele Hinweise danke ich Eckhard Wirbelauer ganz herzlich. Außerdem habe ich den studentischen Mitarbeitern des althistorischen Seminars der Universität Bonn zu danken für zahlreiche Hilfen, Recherchen und die Mühen des Korrekturlesens. Katharina Stüdemann und dem Franz Steiner Verlag danke ich für die umsichtige Betreuung bei der Drucklegung.

1 Jochen Martin / August Nitschke (Hrsgg.), Zur Sozialgeschichte der Kindheit. (Historische Anthropologie. 4), Freiburg 1986; Jochen Martin / Renate Zoepffel (Hrsgg.), Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann. (Historische Anthropologie. 5: Kindheit, Jugend, Familie. 3), 2 Bde., Freiburg 1989.

Auch hinsichtlich des zweiten Schwerpunkts, seiner vielfältigen Forschungen zur Spätantike, insbesondere zur Herausbildung von Amtskirche und Papsttum, zu unterschiedlichen Vorstellungen von Heiligkeit im Osten und Westen des Römischen Reichs und einem sakral begründeten spätantiken Kaisertum, muss sich die vorgelegte Auswahl auf kürzere Beiträge beschränken. Hierzu kann gleichfalls nur verwiesen werden, einerseits auf die 1972 publizierte Schrift „Die Genese des Amtspriestertums in der frühen Kirche“, die im Rahmen des an der Universität Konstanz durchgeführten Habilitationsverfahrens vorgelegt wurde, andererseits auf die grundlegende Darstellung von „Spätantike und Völkerwanderung“ als Band 4 des Oldenbourg-Grundrisses Geschichte, der inzwischen in der 4. Auflage vorliegt, auf den von ihm, H. Jedin und K. S. Latourette herausgegebenen „Atlas zur Kirchengeschichte“, für den er viele Karten und Kommentare beigegeben hat, sowie auf weitere in Druck befindliche Publikationen².

Eine systematisch angelegte Zusammenstellung der „Kleinen Schriften“ von Jochen Martin war mir (und anderen Freunden und Kollegen) auch deswegen ein Anliegen, weil vieles verstreut, manches schwer zugänglich publiziert ist. Ich muss gestehen, dass mir mancher Beitrag bis zu der hier vorliegenden Zusammenstellung unbekannt war, auch weil Jochen Martin nur selten Sonderdrucke aus der Hand gab und für sich und seine Publikationen nie hat werben wollen. Ich habe mich daher gefreut, dass er unserem Anliegen bereitwillig zugestimmt und mir wichtige Hinweise gegeben hat, eine Auswahl zu treffen.

Das Verzeichnis der von Jochen Martin publizierten Schriften und die vorliegende Auswahl sind systematisch gegliedert, um einen leichteren Überblick über die verschiedenen Forschungsfelder zu geben. Der historisch-anthropologische Ansatz sowie der stark analytische Zugriff bilden indes eine Klammer, die die verschiedenen Forschungsgebiete miteinander verbindet und seine ‚Handschrift‘ sichtbar werden lässt.

Vorangestellt ist ein Nachdruck der 1965 an der Philosophischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg eingereichten und im Selbstverlag erschienenen Dissertation „Die Popularen in der Geschichte der Späten Republik“, ein viel zitiertes Werk, obwohl es zu den „meistgeklauten“ in althistorischen Seminarbibliotheken gehört³ und sich viele Seminare – so auch das Bonner althistorische Seminar – mit einer schlechten Kopie begnügen mussten. Die erneute Publikation soll den Zugang zu diesem wichtigen Beitrag erleichtern.

Jochen Martin studierte an den Universitäten Kiel, Tübingen und Freiburg Geschichte und Latein, legte 1961 sein Staatsexamen ab und folgte 1966 nach der Promotion als Assistent seinem Lehrer Herbert Nesselhauf an die neu gegründete Universität Konstanz. 1976 wurde er auf die Professur für Alte Geschichte an die Universität Bielefeld berufen, 1980 folgte der Ruf an die Universität Freiburg, an

2 Der Artikel „Leo I.“ erscheint im Reallexikon für Antike und Christentum; zur Ausdeutung des Triumphbogenmosaiks von S. Maria Maggiore in Hinsicht auf eine papale Theorie s.u. S. 15.

3 Uwe Walter, Der Meistgeklaute. Dem Althistoriker Jochen Martin zum Siebzigsten, in: FAZ Nr. 299 vom 23. Dezember 2006, S. 38.

der er bis 2002 lehrte. Die Umwidmung seines Lehrstuhls in eine Professur für „Alte Geschichte und Historische Anthropologie“ 1994 und die Einrichtung des Studiengangs „Biologische Anthropologie/Paläoanthropologie und Historische Anthropologie“ 1995 zeugen davon, wie wichtig ihm der historisch-anthropologische Ansatz in Forschung und Lehre ist. Diese Ausrichtung seiner Forschungen lässt sich bis in die 1970er Jahre zurückverfolgen. Im „Institut für Historische Anthropologie“ hatte sich eine Gruppe von Forschern zusammengefunden, um diesen methodischen Ansatz systematisch anzugehen⁴. Die Ergebnisse sind in vielen Beiträgen im *Saeculum* publiziert, dessen Mitherausgeber er seit 1972 ist⁵. Bereits in diesen frühen Beiträgen finden sich grundlegende Gedanken formuliert, die in späteren Veröffentlichungen vertieft wurden. Als generelles Ziel ist genannt, „Geschichte in Wirkungszusammenhängen zwischen verschiedenen Kulturen zu begreifen“⁶. Sein Verständnis der *conditio humana* geht nicht von anthropologischen Konstanten aus, sondern zielt auf das „Bleibende“ nicht als Unveränderliches, sondern als etwas, das gerade in der Veränderung bleibt⁷. Damit gerät die der Geschichte inhärente Veränderung nicht in einen Gegensatz zur Anthropologie, sondern wird zu einem wichtigen methodischen Element, das Bleibende in der Veränderung zu erkennen. Insofern ist das Historische „nicht nur ein Akzidenz, sondern als ein Wesensmerkmal des zu untersuchenden Humanum“ aufzufassen. Ausgerichtet ist diese Forschung auf den Menschen in all seinen Äußerungen, auf eine „histoire de l’homme total“.

Dieser im Freiburger Institut für Historische Anthropologie erarbeitete Ansatz ist in den „Veröffentlichungen zur Historischen Anthropologie“ umgesetzt, die Ergebnis eines interdisziplinären und interkulturellen Arbeitens sind, bei dem nicht nur verschiedene historische Epochen und geographische Räume untersucht werden, sondern auch Zugänge anderer Disziplinen, besonders der Soziologie, der Ethnologie und der Religionswissenschaft einbezogen sind. Drei ausgewählte Aufsätze sollen die methodische Ausrichtung der historisch-anthropologischen Forschungen, wie sie von Jochen Martin betrieben wurden, präsentieren. Der erste Beitrag macht den Ausgangspunkt deutlich, von dem die historisch-anthropologische Forschung am „Institut für Historische Anthropologie“ seinen Ausgang nahm, der zweite zeigt den Stand der konzeptionellen Ausgestaltung auf, nachdem dieser Ansatz an verschiedenen Untersuchungsgegenständen erfolgreich angewandt wurde. Zur Konzeption gehört wesentlich die Generierung eines Frage-

4 Siehe dazu Oskar Köhler et alii, Versuch einer „Historischen Anthropologie“, in: *Saeculum* 25, 1974, 129-246; Jochen Martin, Das Institut für Historische Anthropologie, in: *Saeculum* 33, 1982, 375-380; in leicht abgeänderter Form auch in: Probleme historisch-sozialanthropologischer Forschung, in: Hans Süßmuth (Hrsg.), *Historische Anthropologie. Der Mensch in der Geschichte*, Göttingen 1984, 43-48.

5 Von 1979 bis 2007 war Jochen Martin Schriftleiter des *Saeculum*, gemeinsam mit Oskar Köhler (bis 1982) und Heinrich von Stietencron.

6 *Saeculum* 33, 1982, 375.

7 Ebd. Theoretisch ausführlicher dargelegt ist dieser Ansatz in seinem Beitrag: Der Wandel des Beständigen. Überlegungen zu einer historischen Anthropologie, in: *Freiburger Universitätsblätter* 33 Heft 126, 1994, 35-46 (wiederabgedruckt in: Aloys Winterling [Hrsg.], *Historische Anthropologie. Basistexte*, Stuttgart 2006, 143-157).

rasters, um den interkulturellen Vergleich zu ermöglichen und zu untersuchen, ob Gesellschaften auf vergleichbare Probleme in ähnlicher Weise reagiert haben, bzw. welche Bedingungen dafür ausschlaggebend waren, dass es zu spezifischen Problemlösungen kam⁸. Der aus dem Oldenbourg Geschichte Lehrbuch entnommene Beitrag schließlich bietet einen forschungsgeschichtlich angelegten Überblick über verschiedene Zugangsweisen zur Alten Geschichte und zeigt auf, in welcher Weise die historische Anthropologie auf der Kultur- und Sozialgeschichte, der Alltags-, Frauen- und Geschlechtergeschichte aufbaut. Die dabei herangezogenen Beispiele spiegeln seine Forschungsfelder wider, die Familie, die antike Stadt, Aspekte antiker Staatlichkeit als Objektivationen sozialen Handelns, Christentum, Kirche und Papsttum, sowie sein Interesse für grundlegende Strukturen, so z.B. unterschiedliche Wahrnehmungen der Welt bei Römern und Griechen und deren historische Ausgangslagen. Die historischen Bedingtheiten offenzulegen, diesen Ansatz verfolgt er bis in die Gegenwart hinein, zumindest in Bereichen, in denen auch heute noch antike Wurzeln greifbar sind. So ist die Antike für ihn nicht nur ein Experimentierfeld, auf dem wissenschaftliche Methoden erprobt werden können, sondern Grundlegung Europas⁹.

Untrennbar verbunden ist mit der Historischen Anthropologie der Vergleich als analytisches Mittel. Mehrere Beiträge Jochen Martins sind unmittelbar diesem Vergleich gewidmet. Charakteristisch für seine Arbeitsweise ist die pointierte Zuspitzung der Unterschiede zwischen griechischer und römischer Gesellschaft bzw. den Formen, Staatlichkeit auszubilden und wahrzunehmen. Gerade durch den kontrastierenden Vergleich wird die Frage erzwungen, warum die verschiedenen antiken Gesellschaften trotz ähnlicher Grundvoraussetzungen unterschiedliche Wege gegangen sind. Zum Tragen kommt der vergleichende Ansatz bereits in dem 1978 in den „Geschichtlichen Grundbegriffen“ publizierten Beitrag „Monarchia“ und in dem 1979 veröffentlichten Aufsatz „Dynasteia“, zwei begriffs-, verfassungs- und sozialgeschichtliche Studien, die auch insofern kennzeichnend sind, als sie die enge, auch persönlich enge Verbundenheit Jochen Martins mit Reinhart Koselleck zum Ausdruck bringen, die auf die gemeinsamen Jahre an der Universität Bielefeld zurückgeht. In seinem Beitrag „Dynasteia“ folgt Jochen Martin Kosellecks begriffshistorischem Ansatz, fordert aber ein, dass „semantische Analysen zu den politischen und sozialgeschichtlichen Bedingungen vorstoßen müssen, um einem Verfassungsbegriff wie ‚Dynasteia‘ seine spezifische Bedeutung abzugewinnen bzw. wiederzugeben“¹⁰. Der Begriff *dynasteía* wird als Sonde be-

8 Dieser Ansatz liegt dem bereits 1974 publizierten Beitrag zugrunde: „Die Bedingtheiten des Imperialismus in der Römischen Republik“ als Teil zu Oskar Köhler et alii, Versuch einer „Historischen Anthropologie“, in: Saeculum 25, 1974, 129-246 (hier S. 175-179). Dort wird die Frage erörtert, ob ein bestimmter Grad politischer Organisation und ein durch soziale Ausdifferenzierung entstandenes Machtungleichgewicht wichtige Bedingungen für den römischen (und überhaupt für einen) Imperialismus darstellen.

9 Siehe dazu auch sein Beitrag „Universalmonarchie und partikulare Gewalten. Die Germanen in und nach dem Imperium Romanum“, in: Bernd Martin (Hrsg.), Deutschland in Europa. Ein historischer Rückblick, München 1992, 9-22.

10 So Reinhart Koselleck in seiner Einleitung (S. 13) über den Beitrag Jochen Martins.

nutzt, um entstehende Staatlichkeit zu untersuchen, wobei zwischen politischem Handeln und Staatlichkeit scharf getrennt wird. Der Unterschied zwischen politischem Handeln neben und gegen die Institutionen auf der einen Seite und einer Selbstverpflichtung auf ein politisches Handeln mit und durch die Institutionen auf der anderen ist für Jochen Martin ein zentrales Kriterium, unterschiedliche Wege in der Ausbildung von Staatlichkeit zu beschreiben.

Diese Leitideen sind auch in seinem Beitrag „Die Stellung des Vaters in antiken Gesellschaften“ umgesetzt. Eine Erklärung finden die unterschiedlichen von Athen, Sparta und Rom eingeschlagenen Wege, wenn man sie mit der in Entstehung begriffenen politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung in Beziehung setzt. Sein Ziel ist hier (wie in vielen anderen Beiträgen) nicht eine das gesamte antike Quellenmaterial erfassende Untersuchung; sein Ziel ist die Frage nach den historischen Bedingtheiten, für die exemplarisch Quellenbelege angeführt werden, die die Unterschiede pointiert hervortreten lassen.

Vertieft ist dies in dem Aufsatz „Aspekte antiker Staatlichkeit“, der für mich wie kaum ein anderer den ausgeprägt analytischen Zugriff Jochen Martins offenlegt. Er geht gleich mit dem ersten Satz in medias res, formuliert einen augenfälligen grundlegenden Unterschied zwischen Griechenland und Rom, transponiert diesen auf eine abstraktere Ebene, auf die Frage nach den Integrationsleistungen politischer Systeme in der Antike. Zur Skizzierung seines methodischen Ansatzes genügen ihm zwei knappe Hinweise auf den historischen Vergleich und den analytischen Rahmen. Wie in vielen anderen Beiträgen setzt Jochen Martin eine Kenntnis der Grundstrukturen der politischen und sozialen antiken Ordnungen voraus, so dass der Text entlastet wird von Seitenwegen und unmittelbar zur Analyse vorstoßen kann. Für Studierende und Fachfremde mag es nicht leicht sein, ihm zu folgen oder die angeführten Argumente zu hinterfragen, doch wer mit den Grundstrukturen antiker Gesellschaften vertraut ist, erkennt, wie zielsicher er grundlegende Bedingungen freilegt und damit zu fundamentalen Erklärungsmodellen gelangt. Nach einer auf wenige Seiten beschränkten Darlegung der Sachverhalte formuliert er eine These, um einen grundsätzlichen Zusammenhang zwischen gesellschaftlich-politischer Integration in eine Bürgerschaft und politischem System herzustellen. Die These in Form einer wenn-dann-Relation folgt einer fast mathematischen Stringenz. Auch ist es für mich faszinierend zu beobachten, welche unterschiedliche Faktoren Jochen Martin heranzieht, an denen er unterschiedliche Wahrnehmungen des politischen und sozialen Lebens und damit Wechselbeziehungen zwischen politischer und gesellschaftlicher Ordnung darlegt, sei es in der Tragödie, sei es in der Philosophie, sei es in der Bedeutung von Peitho, der Überredung durch Diskussion.

Systematisch verfolgt Jochen Martin die im Vergleich angelegten Möglichkeiten der historischen Analyse in dem Beitrag „Zwei alte Geschichten“. Eine erste Fassung war bereits 1979 erschienen, eine zweite, völlig neu konzipierte und mit anderen Akzentsetzungen versehene hat er 1997 im *Saeculum* publiziert, die hier erneut zum Abdruck kommt. Sie ist konsequent historisch-anthropologisch fundiert und zeigt im Vergleich mit der ersten Fassung, welche Erkenntnisgewinne und Ergebnisse dieser Ansatz eröffnet. Jochen Martin betont erneut die Gegen-

sätzlichkeit von griechisch geprägtem Osten und römisch geprägtem Westen und zeigt auf, in welchen kulturellen Prägungen dies zum Ausdruck kommt. Steht im Westen das Amtliche und Sakramentale im Vordergrund, so im Osten das Persönliche und Ethische. Der Vergleich greift weit aus, auf die unterschiedlichen sozialen Bindungsverhältnisse, die Vorstellungen des Kosmos und von der Individualität des Menschen, auf die politischen Strukturen, die Relevanz von Amt und Amtsgewalt und die Verbindlichkeit von Tradition.

Den historisch-anthropologischen Ansatz hat Jochen Martin in verschiedenen Forschungsgebieten umgesetzt. Einer der Schwerpunkte ist die römische Familie, ein anderer die Entstehung und Ausgestaltung von Staatlichkeit, ein dritter das spätantike Kaisertum und die frühe Kirche. Seine Beiträge zur römischen Familie sind angeregt von Arbeiten vor allem von Maurizio Bettini und Yan Thomas¹¹. Ihnen folgend betont er die in der Antike fehlende Ausdifferenzierung von öffentlich und privat und zeigt, dass die *patria potestas* nicht so sehr ein auf die *familia* ausgerichtetes Element der Disziplinierung war – sie strukturierte die *familia* nicht –, sondern mit ihrer integrativen Funktion eine wichtige politisch-gesellschaftliche Aufgabe erfüllte. Die Hausväter waren Teil des politischen Systems, da über sie die gesellschaftlich-politische Zuverlässigkeit von Gewaltunterworfenen garantiert wurde.

Die Ausrichtung auf grundlegende Strukturen antiker Gesellschaften zeigt sich auch in seiner Auseinandersetzung mit den Thesen von Jack Goody. Bei der Frage, ob es zwischen Heiratsregeln und Erbschaftsstrategien einerseits und einer Besitzakkumulation in Händen der Kirche andererseits ein unmittelbarer oder zumindest mittelbarer Konnex bestand, sei historisch kaum zu belegen oder zu widerlegen. Insofern komme es auf die Prämissen dieser These an, deren Problematik Jochen Martin herausarbeitet. Er zeigt Goodys Monokausalität auf, verweist auf evidente Kontinuitäten in den Familienstrukturen und auf mögliche religiöse Ursachen, in Anlehnung an Ergebnisse Michael Mitterauers, eines weiteren Forschers, dessen Arbeiten Jochen Martin zum Vergleich mit antiken Gesellschaften oft heranzieht. Vor dem Hintergrund der spezifischen römischen Heiratsregeln, der Heiratspraktiken und der Formen der Besitzweitergabe, die nicht nur vertikal an die folgende Generation, sondern auch horizontal an Mitglieder der römischen Oberschicht erfolgte, sei eine von Jack Goody postulierte völlige Abkehr von antiken Traditionen allein durch Einwirken der Kirche nicht überzeugend.

Neben einer historisch-anthropologischen Familienforschung hat Jochen Martin eine ganze Reihe von Untersuchungen zur historisch-politischen Anthropologie vorgelegt. Leitende Fragen sind auch hier veränderte Handlungsbedingungen und die sich aus einem veränderten Handlungsrahmen ergebenden Reflexionen der

11 Siehe dazu auch: Jochen Martin, Nachwort, in: Maurizio Bettini, Familie und Verwandtschaft im antiken Rom, Frankfurt a.M. 1992, 249-253; ders., Die französische Forschung zur römischen Familie. Einige Anmerkungen, in: Hinnerk Bruhns / Jean-Michel David / Wilfried Nippel (Hrsgg.), Die späte römische Republik – La fin de la république romaine. Un débat franco-allemand d'histoire et d'historiographie, Paris / Rome 1997, 217-220.

politischen Wirklichkeit, sowie die politischen und sozialen Integrationsleistungen antiker Institutionen, seien sie durch Klientelverhältnisse, seien sie durch die römische Stadt oder die christliche Kirche vermittelt.

Die Beiträge, die sich mit dem archaisch-klassischen Griechenland beschäftigen, richten sich auf die sozialen und politischen Veränderungen, die im späten 6. und frühen 5. Jahrhundert eingetreten sind. Durch die kleisthenischen Reformen und die politischen Veränderungen in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts wurden die sozialen Bindungsverhältnisse zwischen Adeligen und Bauern politisch wirkungslos. Damit war in Athen eine politische Ordnung entstanden, die ganz von den sozialen Voraussetzungen der Akteure abstrahierte; die soziale Ungleichheit bestand fort, schlug sich aber nicht in politischen Privilegien nieder. Aus der Auflösung gefolgschaftsmäßiger Anhängerschaften ergaben sich neue Bedingungen einer Kommunikation, die ein Bedürfnis nach politischer Rhetorik hervorbrachte. Die „Entstehung der Sophistik“ ist nur unter dieser Bedingung verständlich. Die Elite hatte sich in ihrer Einstellung zur Gemeinschaft umgestellt: Statt ihr Handeln vorrangig in den Rahmen einer Adelsethik zu stellen, war es nun auf die Polis bezogen, und um in der Polis wirken zu können, brauchte man eine wirksame Rhetorik, weil politische Einflussnahme jedes Mal neu durchgesetzt werden musste. Diese Entwicklung findet seinen Widerhall in der Legitimation politischer Macht, aber auch in kosmologischen Vorstellungen. War vorher das Seiende in Gegensätzen wahrgenommen worden, richteten sich die Konzepte nun darauf, die Gegensätze auf eine Einheit hin – politisch gesprochen: auf die Polis – zu beziehen und so auszugleichen.

Innere Abhängigkeiten und Zusammenhänge sichtbar zu machen, leitet auch die Beiträge zur antiken Stadt. In dem epochenübergreifend angelegten, von Peter Feldbauer herausgegebenem Band über die vormoderne Stadt arbeitet Jochen Martin für die Antike charakteristische Elemente des antiken städtischen Lebens – politisch, wirtschaftlich, sozial und religiös – heraus. Von einer höheren Abstraktionsebene ausgehend, schafft er die Voraussetzung für einen Vergleich mit anderen Epochen und Räumen. Im Zentrum steht erneut die Frage nach der Integrationsleistung (diesmal städtischer) sozialer und politischer Institutionen¹². Aus der Frage nach diesen Integrationsleistungen gewinnt Jochen Martin – publiziert in dem von Christian Meier herausgegebenen Band „Die okzidentale Stadt nach Max Weber“ – einen Ansatzpunkt, das soziologische Konzept der antiken Stadt, wie es von Max Weber entworfen wurde, grundsätzlich in Frage zu stellen. Ausgehend von der griechischen Stadt mit ihrer politischen Autonomie gelangte Max Weber zu einem Modell des Verfalls der antiken Stadt. Da dieses Modell der römischen Stadt nicht gerecht werde, widerspricht Jochen Martin vehement diesem Verdikt und fordert ein grundlegend anderes, der römischen Stadt angemessenes Konzept. In der römischen Stadt gehe es nicht um politische Partizipation, sondern um die Einbeziehung jedes Einzelnen in ein politisches und soziales Beziehungssystem und in dieser Hinsicht hätten soziale Institutionen wie die *familia*

12 Siehe dazu auch den Beitrag: The Roman Empire: Domination and Integration, in: Journal of Institutional and Theoretical Economics. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 151, 1995, 714-724.

und die Klientelverhältnisse und politische Institutionen wie Senat und Zensur bzw. die Stadträte ein hohes Maß von Integration gewährleistet. Von diesem Ansatz ausgehend lassen sich auch die Veränderungen in der Spätantike präziser beschreiben, in der traditionelle Institutionen einer Integration untergingen, durch die Kirche aber neu entstanden.

In einem engen inneren Zusammenhang stehen Jochen Martins Beiträge zum spätantiken Kaisertum, zur zunehmend christlich geprägten Wahrnehmung der Lebensbedingungen und zur Entstehung des Papsttums¹³. In seinen Aufsätzen „Das spätantike Kaisertum“ und „Zum Selbstverständnis, zur Repräsentation und Macht des Kaisers in der Spätantike“¹⁴ legt er Charakteristika des spätrömischen Kaisertums dar, die Tendenz zum Mehrkaisertum, das Weiterwirken des dynastischen Gedankens, das Verständnis des Kaisers als eines von Gott Beauftragten, aus dem sich eine Entrückung des Kaisers ergibt, die politischen und sozialen Gruppen, die dem Kaiser Akzeptanz vermittelten, die Wahrnehmung des Kaisers als Hüter der Orthodoxie im Osten und die Gestaltung des öffentlichen Raumes durch neue religiöse Praktiken wie Reliquientranslationen, Dank- und Bittprozessionen oder Stiftungen. Macht wurde nicht mehr primär als Phänomen in den Beziehungen der Menschen begriffen, sondern als ein Verhältnis der Menschen zu Gott, als von Gott vermittelt, womit eine wichtige Grundlage mittelalterlicher Herrschaftsauffassungen gelegt war. Weil in der Spätantike anerkannte soziale Strukturen verloren gingen, aber Prinzipien einer nach rationalen Regeln sich vollziehenden Verwaltung und Staatlichkeit nicht ausgebildet waren, änderten sich die Handlungsbedingungen tiefgreifend. Die Spätantike ist also als Zeit des Wandels und der Transformation zu verstehen, in der sich neue Handlungs- und Begründungszusammenhänge herausbildeten. Jochen Martin liegt auch in diesem Zusammenhang sehr daran, die Unterschiede zwischen römisch geprägtem Westen und griechisch geprägtem Osten herauszuarbeiten. Aufgrund der konkurrierenden Ansprüche der Kirche entstand im Westen ein prekäres Verhältnis zwischen Staat und Kirche, das durch die von Leo I. entwickelte in sich konsistente papale Theorie verstärkt wurde. Es entspricht römischen Vorstellungen, dass Autorität – und dies gilt auch für die kirchliche Autorität – wesentlich Amtsautorität war, wohingegen im Osten geistliche Autorität an Leistung gebunden war. Den Kaisern im Westen gelang es aufgrund der Konkurrenz der Kirche nicht in gleicher Weise wie im Osten, den „christlichen Diskurs“ zu besetzen.

Die Frage nach Kontinuität und Wandel und den Unterschieden zwischen westlichem und östlichem Imperium Romanum sind ebenfalls leitend für seine Arbeiten zur Ausbreitung des Christentums im Nordwesten des Römischen Rei-

13 Der Forschungsüberblick *Le ricerche sul tardoantico*, in: *Diritto romano attuale* 11, 2004, 24-41 ist hier in deutscher Fassung abgedruckt (25 Jahre althistorische Forschung zur Spätantike).

14 Dieser Aufsatz findet sich in abgeänderter Fassung unter dem Titel: Vom Prinzipat zur Hierokratie. Die Kanonisierung von Kommunikations- und Herrschaftsbeziehungen im Römischen Reich, in: Aleida Assmann / Jan Assmann (Hrsgg.), *Kanon und Zensur. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation* 2, München 1987, 190-200.

ches, zu den christlichen Märtyrern und Heiligen und zur Entstehung des Papsttums¹⁵. In einem chronologischen Längsschnitt fragt er danach, welches Angebot der christliche Glaube einer städtischen und einer ländlichen Bevölkerung machen konnte, um sie für den neuen Glauben zu gewinnen. Die Chancen waren anfangs gering, da die gute soziale Einbindung es dem Christentum zunächst schwer machte, in den Städten Fuß zu fassen. Doch im 3. Jahrhundert änderten sich die Rahmenbedingungen erheblich. Jochen Martin gewinnt auch hier Antworten durch Einbeziehung vielfältiger Faktoren, der unsicheren äußeren Lage, der Bedeutung des Bischofsamts in den spätantiken Städten, aber auch spezifischer Angebote von Mysterienreligionen und Christentum. Aufbauend auf Arbeiten von Peter Brown zeigt Jochen Martin im Beitrag über die „Macht der Heiligen“ auf, wie sich unterschiedliche Traditionen auf die Bedeutung von Märtyrern und Heiligen auswirken. Gewannen im Osten Asketen und Eremiten Autorität in den Gemeinden, so dass mitunter die Bischöfe dahinter zurücktraten, so zogen im Westen die im Bischofsamt stehenden Personen diese Autorität an sich, indem sie es waren, die die Gräber von Märtyrern aufdeckten, die Gebeine an verehrungswürdige Stätten erhoben und so die Autorität des Heiligen für sich nutzten. Voraussetzung für die große Bedeutung von Märtyrern in der Spätantike war, dass seit dem 3. Jahrhundert die politischen und sozialen Bedingungen zunehmend religiös interpretiert wurden. Gilt dies für Heilige und Märtyrer im Westen und im Osten gleichermaßen, so wirken sich unterschiedliche kulturelle Prägungen wesentlich auf die Entstehung des Papsttums aus. Konnte im Osten die Einheit von Kaisertum und Kirche gewahrt werden, entstand im Westen mit dem Papsttum dem Kaiser eine Konkurrenz, wobei die Kirche im Amtverständnis an römische Traditionen anknüpfte und staatliche Regelungsmechanismen übernahm.

Verzichtet wurde hier auf einen Abdruck eines Forschungsüberblicks über „Die Entstehung des antiken Papsttums“, den Jochen Martin bei einer von Richard Lim und Carole Straw organisierten Tagung unter dem Titel „The World of Late Antiquity. The Challenges of New Historiographies“ vorgelegt hat, sowie auf einen Wiederabdruck eines Aufsatzes zum Triumphbogenmosaik in S. Maria Maggiore, da Jochen Martin beabsichtigt, dazu in Kürze eine ausführliche Monographie vorzulegen¹⁶. Zu nennen ist in diesem Zusammenhang noch der im Druck befindliche Lexikonartikel „Leo I.“ im Reallexikon für Antike und Christentum.

- 15 Jochen Martin, Zwischen Stadt und Land. Christentum im spätantiken Gallien. Ein gesellschaftliches und kirchliches Koordinatensystem für das Wirken Martins (von Tours), in: Rotenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 18, 1999, 17-32. – Ders., Die Macht der Heiligen, in: Jochen Martin / Barbara Quint (Hrsgg.), Christentum und antike Gesellschaft, (Wege der Forschung. 649), Darmstadt 1990, 440-474. – Ders., La tensione in occidente tra il nascente centralismo della chiesa e quello statale, in: Giuliano Crifò / Stefano Giglio (Hrsgg.), Atti dell' accademia romanistica costantiniana, XIII convegno internazionale in memoria di André Chastagnol, Napoli 2001, 339-344. Nur verwiesen werden kann auf einen kommentierenden Beitrag zu Thesen von John Scheid, in dem Jochen Martin auf antike Traditionen verweist, die vom Christentum aus der römischen Religion übernommen wurden.
- 16 Rom und die Heilsgeschichte. Beobachtungen zum Triumphbogenmosaik von S. Maria Maggiore in Rom, in: Jahrbuch des Historischen Kollegs 2003, 3-38.

Hingewiesen werden soll schließlich auf zahlreiche Publikationen, die auf eine Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse über die Universität hinaus zielen. Dazu gehören Beiträge und die konzeptionelle Mitarbeit am „Großen Ploetz“ ebenso wie die Herausgabe des reich bebilderten Bands „Das antike Rom“. Wie sehr ihm eine solide Ausbildung im Fach Geschichte an Schulen und in der Universität am Herzen lag, zeigen zahlreiche Artikel im „Journal für Geschichte“, dessen Mitherausgeber er viele Jahre war, sowie eine intensive Mitarbeit an Schulbüchern im Fach Geschichte für die Sekundarstufe I und II.

Überblickt man die Arbeiten Jochen Martins, treten die zentralen Anliegen deutlich hervor: Es geht ihm um die Frage nach den Handlungsbedingungen und Handlungsbegründungen, um die Verknüpfung von politischen und sozialen Rahmenbedingungen und insbesondere um die Akzentuierung der Unterschiede zwischen Griechenland und Rom und zwischen Ost und West, die in unterschiedlichen historischen Traditionen begründet sind. Die spannende Wechselwirkung offen zu legen zwischen historischen Traditionen einerseits, die Kontinuitäten erkennbar machen, und dem Wandel von Rahmenbedingungen andererseits, der sich in kosmologischen Vorstellungen ebenso wie in religiösen Ausdrucksformen niederschlagen kann, beschäftigt Jochen Martin immer wieder. In der Verknüpfung und Zusammenschau unterschiedlicher Lebensbereiche hat Jochen Martin den ambitionierten Anspruch, der in der Historischen Anthropologie zugrunde gelegt ist, umgesetzt.

Die Lektüre vieler seiner Texte ist voraussetzungsreich; wer sich aber intensiver mit antiken Gesellschaften beschäftigt hat, kann einschätzen, wie treffsicher viele seiner Urteile sind und es ihm gelingt, politische, gesellschaftliche und familiäre Grundbedingungen zu erkennen und die Interdependenzen offen zu legen. Trotz oft widersprüchlich erscheinender Quellenbelege ermöglicht es ihm der stark analytische und historisch-vergleichende Zugriff und die auf einer höheren Abstraktionsebene geführte Diskussion, die Bedingtheiten der jeweiligen *conditio humana* in historischen Gesellschaften zu erkennen. Der Erkenntnisgewinn erhellt sich in vollem Umfang oft erst bei einer zweiten Lektüre – und einer solchen vertieften zweiten Lektüre will der vorliegende Band dienen.

Die Vorlage ausgewählter Schriften versteht sich als Dank für die vielen Anregungen, die Jochen Martin durch seine Publikationen und als akademischer Lehrer in seinen Lehrveranstaltungen vermittelt hat. Jeder Seminarsitzung war die intensive Vorbereitung anzumerken; stets zielte er auf ein Ergebnis, das aus den Quellen heraus erarbeitet wurde, stets hatte er zu den behandelten Themen eine dezidierte Meinung, über die in den Seminaren gestritten wurde. Das Streiten um Positionen war immer eine intellektuelle Herausforderung, war immer offen für andere Sichtweisen und Argumente. Hoher Anspruch – nicht nur gegenüber den Teilnehmern, sondern auch gegenüber sich selbst – und offener Austausch kennzeichneten seine Lehre und die fruchtbare wie liberale Atmosphäre am Freiburger althistorischen Seminar, an der ihm stets gelegen war und die er über mehr als zwei Jahrzehnte wesentlich mitgeprägt hat.